

Mecklenburgische Monatshefte

Herausgegeben von Johannes Gillhoff

5. JAHRG.

AUGUST 1929

8. HEFT

Novelle aus Flandern

A. Gerdes

Eine sturmdurchwühlte Winternacht liegt über Kortryk. Der Himmel ist hoch und hell, die Sterne brennen in kaltem Funkeln, und in schwerem Reuchen geht der Westwind über die dunklen Dächer und Lürme der Stadt. Keine Wolke am Himmel, kein Schnee auf der Erde. Nacht und frierend duckt sich das flandrische Land in stumpfer Ergebung. Drei bleiche, graue Tage und zwei Nächte voll gespenstiger Leere und Ode hat das dumpfe Brausen und stoßweise Gluten des Sturmes gewährt, haben die Dünen von Heest und Westkapelle gestöhnt unter der Rut der grauen, brüllenden Bogengeschwader. Und immer noch keine Wolke am Himmel, kein Schnee auf der Erde. Das Licht des Mondes liegt blau und mit bösem Funkeln in den Fenstern und auf den Dachgesimsen, aufreizend und voll geheimer Drohung.

Leer die Straßen, alle Fenster abgeblendet. Nur das Wuchten und Heulen des Windes. Und ab und an ein dumpfes, fernes Schüttern und Rollen von Westen her, wo die Front steht, ein Aufglühen dunklen Rotes in der silbernen Bläue des Horizonts.

Drunten an der Lys, gegenüber der dunkigen, alten Steinbrücke, steht ein hohes dunkles Haus. Im Erdgeschoß ist das Soldatenheim mit Schreib- und Lesezimmer und droben, im vierten Stock, unter dem flachen Schieferdach, sind die Stübchen der beiden Helferinnen.

Schwester Mariannes Zimmer ist

schmal und tief. An der Wand der Schirm mit den Bildern von daheim liegt im roten Licht der Tischlampe. Der Schein fällt voll auf das zierlich, braunlockige Mädchen, die zusammengesunken im Stuhl zurückgelehnt dasitz und lautlos in ihr Taschentuch weint. Vor ihr liegt ein angefangener Brief und, vom Licht der Lampe hell beschienen, ein breiter, goldener Reif. Immer wieder schluchzt sie leise auf, und die Tränen laufen ihr über die Wangen, immer wieder versucht sie zu schreiben und immer wieder muß sie den Bogen zurückziehen. Der Sturm wuchet an den Fenstern, die schmale Tapetentür nach dem Zimmer der Freundin knackt, und Marianne fährt zusammen. Leise — sie muß leise sein, die Ärmste drüben nicht quälen. — Sie muß zu Ende kommen mit dem Brief an den Bruder. Sie rafft sich zusammen — in ihren schönen, dunklen Augen brennt ein zorniges Leuchten, und sie schreibt mit harten, steilen Buchstaben. Dann nimmt sie den Ring der Freundin, legt ihn in den Brief und macht das Päckchen zum Einschreiben fertig. „Schluß“, sagt sie leise vor sich hin und ihre Lippen zucken. In Groll und Scham wandern ihre Gedanken zu dem Bruder, der sonst ihr ganzer Stolz war. Tut Lena nicht recht, wenn sie die Verlobung löst, wenn sie sich frei macht von ihm, der sich wegworf an eine der vielen hier in der Etappe, die dem deutschen Stamm Schande machen! „Du hast es weit ge-

bracht, Bernhard Deeken“, denkt sie bitter. Und was wird Klaus sagen, Lenas Bruder, ihr Verlobter? Und zu Hause — sie fährt mit der Hand über die Stirn. Nur nicht nachdenken! Ihre Tränen sind versiegt, die Augen brennen, und sie ist müde, so grenzenlos müde. Ein fernes Schüttern, ein ganz leises Beben läßt sie aufhören. Es schwillt an und grollt fern und leise. Sie heuft tief auf. Dann erhebt sie sich. An der Tür lauscht sie noch einmal. Sie glaubt, die tiefen Atemzüge der Freundin zu hören und merkt nicht, daß es ihr eigener schwerer Atem ist. Arme, arme Lena! Leise löscht sie das Licht und legt sich zur Ruhe.

In Lenas Zimmer ist es still. Der Mond füllt den Raum mit blauem Licht, das schmale Bett ist unberührt. In dem hohen, steilen Wappstuhler Stuhl, den ihr Jan Hauck, der kleine Unteroffizier bei der Fliegerabteilung, gearbeitet hat, sitzt Schwester Lena Boynsen am Fenster. Sie hat die schweren, dunkelblonden Flechten, die ihr mit schmerzendem Druck auf der Stirn lasteten, gelöst, daß sie frei herabfallen. Hoch aufgerichtet sitzt das große, schöne Mädchen da. Die Hände ruhen auf der Armlehne des Stuhls, und ihre hellen, grauen Augen, die ein wenig schräg unter der hohen, gewölbten Stirn stehen, sehen gleichmütig und streng über die bereiften gläsernden Dächer in die schillernde Weite. Sie spürt keinen Schmerz, nur ein nachdenkliches Bewundern darüber, daß sie, die stolze und herbe Friesin, sich an den schönen, aber haltlosen Jungen jemals hatte binden können, und einen dunklen Groll, dessen letzte Wurzeln ihr selber unklar bleiben. Denn mit verletztem Mädchenstolz hat der nichts zu tun. Wie war es geschehen? Und seltsam klar kommt ihr der Abend nach ihrer Verlobung in den Sinn, wo diese Frage schon einmal vor ihr gestanden hatte. Jener Augustabend, als Bernhard ins Feld rückte und in der starken Gefühlswelle einer großen Verbundenheit ihr leises Behren untergegangen war. Damals, als sie spät in der Nacht in Mariannes Zimmer zusammengeseßen und die Kleine in heißer Zärtlichkeit ihre Hand mit dem Ring gestreichelt hatte, da hatte sie die Freundin

gezaust und mit halb zornigem, halb scherzhaftem Lachen gesagt: „Du bist schuld daran, du Here.“ Du bist schuld daran, so hatte sie auch von ihrem Vater gedacht, wenn sie es auch nicht ausgesprochen hatte. Er, der Bernhards und Mariannes Vormund war, und in dem hübschen, klugen Jungen den frühverstorbenen Freund liebte, hatte für ihr leises Widerstreben kein Auge gehabt. „Tauschfreite“, hatte er gelacht, als sein Junge um Marianne warb. Und seiner Ältesten hatte er mit der ruhigen Sicherheit des Mannes, der seine klugen Pläne reifen sieht, gesagt: „Der Jungkerl wirbt, und das Mädchen wehrt ab, Lena. Das war zu allen Zeiten so, Kind, und braucht dich nicht zu bekümmern.“

So war sie Bernhard Deekens Braut geworden. Und als der junge Arzt elf Monate später nach hartem Dienst in der Front und dann in einem Seuchenzlazarett auf Urlaub kam, mager und gestrafft, männlicher und ernster, da war in ihr Empfinden eine größere Wärme gekommen und ein Stolz auf ihn, der bei allem frisch zupackenden Lebenshunger seinen Dienst ernst nahm, in seiner praktischen und zielsicheren Art sich bald eine Stellung geschaffen hatte, und der beim Stab doch wiederum beliebt war, weil er einer der Unbekümmertsten und Tollsten war im Kreise der Kameraden.

Und doch, zu dem Heimlichsten und Liefften in ihrer Seele hatte er den Weg nicht gefunden. Er war stolz auf seine schöne Braut, wie auf etwas, das man lange erstrebt und nun errungen hat. Er war ihr ein ritterlicher Begleiter, segelte mit ihr und spielte Tennis, doch wenn sie allein und unbeschäftigt waren, so schleppte sich das Gespräch dahin. Er paßte prächtig zu ihrem Vater, in seiner klugen, ein wenig spöttischen Art, die Menschen zu nehmen und die Welt zu begreifen. Aber er war letzten Endes ohne Ehrfurcht. Und als er draußen Karriere machte als geschickter und sicherer Chirurg, da packte ihn der Ehrgeiz, und so staunenswert seine Arbeitskraft und Energie waren, in seinem Empfinden und Fühlen blieb er stumpf und primitiv.

Lenas hochgeschwungene Augenbrauen liegen dicht gefaltet. Wie klar sie jetzt alles sieht, wo diese Entwicklung ab-

gelaufen ist. Ja, so war er — so war er eigentlich immer gewesen. Und sie hatte es nur nicht sehen wollen, weil — ja weil sie sein Mannestum noch nie an einem andern hatte messen können. Und jetzt plötzlich flutet der dunkle Groll quälend hinein in ihr Grübeln, und jetzt weiß sie, woher er kommt.

Daran hatte sie doch geglaubt, daß er sie lieb habe, so lieb, wie es ihm seiner Natur nach möglich war. Deswegen hatte sie zu ihm gestanden, trotzdem er war, wie er war. Es hatte Stunden gegeben, wo sie ihn bemitleidet hatte ob seiner Armut und Glaubenslosigkeit, wo sie sich reich gedünkt hatte mit ihrem Schatz an Hingabe und Güte, wo sie ganz tief in ihrem Herzen daran geglaubt hatte, ihn beschenken und erlösen zu können. Es war doch auch Mariannes Bruder. Und eben in diesen letzten Wochen waren Lena Boynsens Briefe heimlicher und herzlicher geworden, es war ein Werben in ihnen um die Seele ihres Verlobten, eben in den Wochen, wo das peinliche Erlebnis des schönen Dr. Deeken schon mit wissendem Lächeln in ihrer nächsten Umgebung erzählt wurde.

Sie hatte verschwendet nach dem Ausspruch dessen, der ihr zum ersten Mal in ihrem Leben ein Bild gegeben hatte von dem, was ein Mannesleben führen heißt: „Reich sein, heißt Verschwendenkönnen“, hatte der hagere junge Leutnant gesagt, als sie in der dämmerigen Kapelle von Halebrooke vor der kleinen, holzgeschnittenen alten Madonnenstatue standen, die er entdeckt hatte und deren unbeschreiblich liebliche, schlichte Güte ihn immer wieder hinriß. Und nach einem langen Schweigen, mehr für sich selber bestimmt, hatte er hinzugefügt: „Jeder, der liebt, verschwendet.“ In Lena war ein leises Schuldgefühl aufgewacht, als sie mit ihrem Bruder und seinem Freund durch den nebligen Oktoberabend nach Kortryk zurückgegangen waren. Sie dachte an Marianne und Klaus, und in ihr stieg eine wehe Scham auf. Ja, das war ein Verschwenden, ein rückhaltloses, gläubiges Sich-an-den-andern-hingeben — und sie? Oder war Marianne reicher? Lena grübelte: „Ich bin kalt“, sagte sie sich und wußte im selben Augenblick, daß sie um die Wahrheit herumging. Sie mußte durch eine dunkle

Stunde hindurch, ehe sie den Mut fand zur letzten Klarheit.

Dieter Hegemeisters Name war zuerst in Klaus Boynsens Erzählungen auftaucht. Der stämmige, breitschulterige Vizefeldwebel war noch wortfarger als seine Schwester. Aber jedesmal, wenn der Name fiel, hörte man die ganze Liebe und die an Ehrfurcht streifende Achtung des jungen Soldaten heraus. Daß ihn Dieter für ein Patrouillenunternehmen gelobt hatte, erzählte er zweimal glückstrahlend, daß er das Eisene Kreuz I. dafür bekommen hatte, erfuhren die Mädchen fast durch Zufall nebenbei. Marianne war fast eifersüchtig geworden. „So bring ihn doch mit, Klaus, wir wollen ihn besuchen!“ Und eines Tages war er gekommen. Hager und ein wenig grau, sitzt er unter der lärmenden Schar der Wandervögel, Jungdeutschen und fahrenden Gesellen, die aus der ganzen Division zu ihren Nestabenden nach Kortryk kamen. Das brüderliche „Du“, das unter ihnen allen herrscht, die die grün-rot-goldene Schnur tragen, geht ihm den Mädchen gegenüber ein wenig ungewohnt von den Lippen. Doch die schönen Volkslieder singt er tapfer mit, oder lieber noch: er hört zu und seine großen, braunen Augen verschleiern sich leicht. Er fällt dann in Träumerei und versinkt in Schweigen. „Ich bin in ein Gedankenloch gefallen“, entschuldigt er sich dann wohl, „ich bin ja eigentlich kein Wandervogel von Hause aus. In unserem kleinen Nest gab es so etwas nicht, ich bin erst im Felde darunter geraten. Also gewissermaßen Kriegsersatz“ — schließt er mit einem leisen Lächeln.

Seit jenem Abend kam er oft mit Klaus herüber, und da Klaus zumeist mit Marianne ging, ergab es sich fast von selbst, daß er Lenas Begleiter war. Er führte sie durch die schönen, alten Bauten der Stadt und des Landes — auch nach dem traumumspinnenen Brügge waren sie an einem goldenen Herbsttage gefahren — und er erschloß ihren Augen die Herrlichkeiten der gotischen Dome und Rathäuser. Er hatte eine wunderliche Art, sehen zu lehren, ohne allen gelehrten Formelkram. „Es ist Musik“, pflegte er zu sagen, „man muß nur fein zuhören und das liebe Ich beiseite packen.“ „Gelernt? Studiert habe ich gar nichts.“

Das Gebäude selber sagt mir ja alles,“ entgegnete er ein andermal auf Lenas Frage. „Man braucht so wenig gelehrtes Wissen, wenn man seine Sinne gebrauchen gelernt hat. Neulich habe ich meinen Soldaten den Sternhimmel gezeigt.“ In seinen Augen entzündete sich ein Lächeln. — „Ich glaube wirklich, sie hatten ihn noch nie richtig gesehen. Wie die Sterne in tiefem Blau aufglühen, wie die Bilder langsam über den Himmel wandern, daß es Sommer- und Wintersterne gibt, alles das war ihnen neu. Erst standen nur meine Meldeläufer um mich, schließlich die ganze Kompagnie. Und als ich ihnen nun im großen Kompagnieglass den Jupiter zeigte, als er wie ein funkelnder Edelstein im hellen Blau vor ihnen hing, mit den feinen Silberpünktchen seiner Monde, da waren sie ganz andächtig, und es sind wilde Hamburger Hafenjungen. Und jetzt muß ich aufpassen, daß meine Posten nicht zu viel nach den Sternen gucken.“ Er schwieg und seine Gedanken gingen wohl eigene Wege, denn ganz unvermuthet sagte er: „Ich glaube doch, wer nach den Sternen sieht, der schaut irgendwie nach etwas Ewigem aus.“

In diesen Wochen ging Lena eine ganz neue Welt auf. Dinge und Wesenheiten, die tief in ihr geschlummert hatten, bekamen Sprache. Sie hatte nie gewagt, von dem, was ihr das Heiligste und Nächste war, zu reden. Alles Pathos war ihr tief verhaßt, jede Sentimentalität fast physisch zuwider. Sie war mißtrauisch, wo nur von fern ein falscher Ton mitschwang, und konnte gnadenlos sachlich und nüchtern dazwischensfahren. Hier erlebte sie zum erstenmal, daß ein Mann, dessen Soldatentum wie Stahl aus jeder Gebärde sprach, in tiefem, heiligem Ernst und reiner Menschlichkeit ihre Welt wertzete und bejahte. Diese köstliche Kameradschaft in der ritterlichen Hut und Zucht tiefer Selbstverantwortung war vielleicht nur möglich in jenen Bünden deutscher Jugend, über denen das Banner mit dem silbernen Greifen wehte. Und was daheim oft in endlosen Debatten und Reden zerflattert war, hier bekam es Weiße und Glut und leuchtende Farbe durch das große, schicksalstiefe Dunkel, das über ihm stand. Gab es doch keine noch so helle Stunde, in die nicht das grollende

Schüttern von der Front her hineinklang, und jeder Abschied konnte ein Abschied für immer sein. Und doch lagen in diesem reinen und köstlichen Freundschaftsverkehr Gefahren und Abgründe. Sie sahen sie nicht, deren junger Stolz sich der Herrschaft über die Sinne bewußt war. Was aber wird geschehen, Lena Boyntsen, wenn dein Herz aufsteht gegen dein eigenes Selbst?

Auf einem der fröhlichen Restabende im Soldatenheim zu Kortrijk, auf dem Dieter Hegemeister nicht anwesend war, hatten sie einen tollen Soldatenstreich beschlossen. Die Mädchen wollten immer gern einmal die Front kennen lernen. Nun hatten die Bünde sich in Halluin, das immerhin schon unter gelegentlichem Streifenfeuer der Ferngeschütze lag, ein Frontnest eingerichtet. Dorthin hatten sie die beiden Schwestern eingeladen. Es war einer jener stillen Novembertage gewesen, wo man über dem dichten Nebel der Ebene den klaren Himmel und den weichen Glanz der Herbstsonne ahnt. Kurz vor Mittag waren sie mit der Kleinbahn ein Stück hinausgefahren, mit ein wenig schlechtem Gewissen, denn es war gegen die strenge Vorschrift, dann ein kurzes Stück mit dem Wagen, und um 3 Uhr saßen sie vergnügt und ein wenig erregt in dem niedrigen Zimmer, das die Jungen so festlich wie möglich geschmückt hatten, an der Kaffeetafel. Das Schüttern der Geschütze war hier schon erheblich deutlicher. Die Lichter an der etwas verfrühten Adventskrone machten jedesmal eine kleine Verbeugung, wenn der Einschlag näher lag, aber das prickelte nur in den Nerven, und von den jungen Feldgrauen nahm niemand auch nur Notiz davon. Plötzlich war Klaus erschienen, der eben abgelöst, nichtsahnend das Zimmer betrat. Er war aufgefahren, als er die Mädchen erblickte. „Ihr seid wohl des Teufels, was ist das für ein Unfug — der Nebel geht hoch, und in einer Viertelstunde können wir die schönste Beschießung haben. Ihr brecht sofort auf.“ Die andern waren ein wenig kleinlaut geworden. Es waren immerhin seine Schwestern und seine Braut. „Gott, Klaus — wir haben in Wochen nichts abgefrüht an diesem Ende, es ist doch alles halb so wild.“ (Fortsetzung der Novelle folgt.)